

Schreiben mit der Begründung, durch diese werde die in der neuen Welt geschaffene Ordnung nur wieder durcheinandergebracht. Dabei hielt er dem Papst auch vor, schlecht informiert zu sein. Durch die kaiserliche Rüge sah sich Paul schließlich gezwungen, die schweren Kirchenstrafen, die er über die Unterdrücker ausgesprochen hatte, wieder zurückzunehmen (S. 27–28). Dennoch ließ Paul III. nicht ab, auch in weiteren Schreiben darauf hinzuweisen, daß auch die Indianer der Menschenwürde teilhaftig, zum christlichen Glauben berufen seien und dementsprechend behandelt werden müßten. Diese tiefchristliche Auffassung von Mission steht sicherlich in einem Zusammenhang mit den Denkschriften und politischen Bemühungen des Dominikaners Bartolome de Casas (1484–1566), der aus der Betroffenheit des Missionars vor Ort radikal das Unrecht der Kolonisatoren anprangerte. In gleicher Weise versuchte Pius VI. die Einheimischen vor der Ausbeutung und Mißhandlung durch die spanischen Soldaten in Schutz zu nehmen, wobei er betonte, daß die Unmenschlichkeit dieser Soldaten durch das Beispiel die rechte Verbreitung des Glaubens verhindere („Credimus allatas esse“ vom 7. 10. 1567).

Damit wirft diese Dokumentation ein neues und zwar sehr positives Licht auf die Rolle, welche die Kirche bei der Conquista Amerikas spielte. Selbstverständlich müßten zu einer ausgeglichenen Bewertung auch die Zeugnisse der Mission vor Ort, also vor allem die Dokumente der ausführenden Orden (Franziskaner, Dominikaner, Mercedarier, Augustiner-Eremiten) eingehender geprüft werden. Dann erst wüßten wir genauer, wie weit sich dort die Mission praktisch in den Dienst der Kolonisatoren stellte und ob Erscheinungen wie Las Casas häufig oder eher die Ausnahme waren (vgl. dazu auch: Theologische Realenzyklopadie 20, S. 459–461. Artikel Lateinamerika. 5. Missionskirche und Kolonialkirche). Jedenfalls aber, so zeigt Metzlers Zusammenstellung, ist es zumindest einseitig, hier — wie es sogar von katholischer Seite selbst geschieht (W. Promper, Lexikon für Theologie und Kirche, 2. Aufl. 6, S. 810) — nur von „Kolonialkirche“ und einer „spanischen und portugiesischen Patronatsmission“ geführt aus dem gleichen Geiste wie die Reconquista gegen die Mauren“ zu reden. (Promper fühlt sich zu diesem persönlichen Urteil wohl durch die Bulle „Inter cetera“ berechtigt, in der Alexander VI. die spanischen Majestäten zur Eroberung von Granada beglückwünscht und sie ermuntert, in der gleichen Weise den Glauben in der neuen Welt zu verbreiten.)

Freilich ist einzuräumen, daß die Kirche mit ihren ständigen Aufrufen zu Heidenkreuzzügen und der Einrichtung der Inquisition die Gewalt gegenüber Andersgläubigen und Andersdenkenden, d. h. den Fremden gegenüber, ideologisch immer wieder legitimiert hatte. Zudem konnten die wenigsten Päpste dieser Zeit — wir befinden uns tief in der berühmten Kirchengeschichte der Renaissancezeit — weder in ihrer persönlichen Lebensführung noch in ihrer Politik das richtige christliche Beispiel geben. Das gilt auch für Paul III., den engagiertesten Anwalt der Indios.

Unleugbar aber steht jetzt fest, daß sich die offizielle Kirche in diesem 1. Jahrhundert nach der Entdeckung entschieden — sogar gegen den mächtigen Kaiser — für die Rechte der Ureinwohner und der eingeführten Negerklaven einsetzte. Die pastoralen Verlautbarungen mögen „im Grundton unbefangenen paternalistisch“ anmuten, wie Hans-Joachim Fischer in seiner Besprechung des Werkes in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (22. Jan. 1992) feststellt („etwa wenn empfohlen wird, den Indios nicht viele Fasttage aufzuerlegen, weil ihr Glaube noch nicht gefestigt ist“). Dabei müssen wir uns aber vor Augen halten, daß sich die Forderungen einer Anpassung der Verkündigung an völlig fremde Kulturen damals gerade erst

ergeben hatten, Forderungen, die dann zumindest von den Jesuiten in ihren Reduktionen (seit 1610) auf vorbildliche Weise aufgegriffen werden sollten. Mit der Jesuitenmission (seit 1585) beginnt für Amerika allerdings schon das 2. Jahrhundert seiner Entdeckung.

Bernhard Gallistl

*Doris von der Brelie-Lewin: „Dann kamen die Flüchtlinge“. Der Wandel des Landkreises Fallingb. vom Rüstungszentrum im „Dritten Reich“ zur Flüchtlingshochburg nach dem Zweiten Weltkrieg, Hildesheim: Lax 1990, 306 S., zahlr. Abb. u. Dokumente (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen, XXXVIII: Quellen und Untersuchungen zur Geschichte Niedersachsens nach 1945; Bd. 5)*

Bis Ende 1950 kamen über 8 Millionen Vertriebene und Flüchtlinge ins westliche Nachkriegsdeutschland. In besonderer Weise davon betroffen war Niedersachsen, dessen Einwohnerzahl 1950 mit 6,8 Millionen um rund 50% höher lag als zu Beginn des Zweiten Weltkriegs. Vor allem für die kleinstädtischen Regionen und Dörfer bedeutete diese demographische Veränderung auch einen deutlichen sozialen und ökonomischen Wandel, als dessen Beginn gemeinhin das Jahr 1945 gilt. Am Beispiel des Landkreises Fallingb. zeigt Doris von der Brelie-Lewin auf, daß die strukturellen Veränderungen der ländlichen Regionen schon in den 30er Jahren ihren Anfang hatten — im konkreten Fall durch den Bau des Truppenübungsplatzes Bergen und den Aufbau der Firma Wolff/Eibia zur größten Pulverfabrik im Deutschen Reich. Der dezidierten, durch zahlreiche Dokumente und Abbildungen recht anschaulichen Analyse des „aufnehmenden Milieus“ (S. 19–94) folgt der zweite — umfangreichere — Hauptteil „Die Aufnahme von Flüchtlingen im Landkreis Fallingb.“ (S. 95–239). Besonders hingewiesen sei auf die Kapitel „Kriegsgefangene, Fremdarbeiter und einheimische Bevölkerung“ (S. 71–90), „Die Ankunft: Appelle des Landrats und Belegung der Fremdarbeiter-Unterkünfte“ (S. 95–103), „Übergänge in der Nachkriegszeit: zum Lebensalltag von Einheimischen und Flüchtlingen“ (S. 110–127) sowie „Veränderungen des Dorfbildes bei Kriegsende: drei Beispiele“ (S. 188–201). Dabei wird deutlich, daß das Jahr 1945 für die Bevölkerung des Kreises in bezug auf den Umgang mit der ortsfremden Bevölkerung kein so tiefer Einschnitt war, konnte man doch auf zahlreiche Erfahrungen zurückgreifen: „Die Beschäftigung polnischer Landarbeiter in der Landwirtschaft seit dem Anfang des Jahrhunderts, der Arbeitseinsatz von Kriegsgefangenen im Ersten Weltkrieg bis zur Beschäftigung von Fremdarbeitern und Kriegsgefangenen während des Zweiten Weltkriegs waren ein fester Bestandteil des ländlichen Lebens“ (S. 89). Doch im Lauf der Jahre wurde deutlich, daß die Flüchtlinge anders als etwa die Saisonarbeiter sich hier dauerhaft einrichten wollten bzw. mußten. Ihre Integration, das Suchen nach einem vernünftigen Miteinander von „Alten“ und „Neuen“ war ein langwieriger Prozeß, natürlich noch längst nicht abgeschlossen.

Die Arbeit Doris von der Brelie-Lewins basiert auf einer umfangreichen Archiv- und Literaturbasis. Sie hat es verstanden, ihre Überlegungen — deren Ergebnis eigentlich immer schlüssig ist — in konzentrierter und vor allem lesbarer Form darzustellen; die griffigen Kapitelüberschriften erleichtern dabei die Orientierung. Ein gewisses Manko ist die — allerdings nicht der Verfasserin anzukreidende — teilweise ungünstige Form der Quellendokumentation; auch stellt sich die Frage, ob nicht auf den Abdruck der einen oder anderen Quelle hätte verzichtet werden können. Ein Desiderat

der Untersuchung ist sicherlich die fehlende Berücksichtigung der Funktion der beiden großen Konfessionen in bezug auf die Integration der Fremden. Zwar heißt es auf S. 201, daß neben der Selbsthilfe „das Engagement der evangelischen Kirche und der Wohlfahrtsverbände die wirksamste Hilfeleistung für die Flüchtlinge“ gewesen ist — doch die inhaltliche Ausführung dieser These fehlt leider. In bezug auf die katholische Kirche findet sich sogar nur der lapidare Hinweis auf die Teilnahme eines Vertreters des Caritasverbandes bei der Gründungskonferenz der Kreisarbeitsgemeinschaft Wohlfahrtspflege, sonst bleibt sie völlig außen vor; obwohl ein guter Teil der Flüchtlinge und Vertriebenen katholisch war und sich so die konfessionelle Grundstruktur des Kreises veränderte. Auf 305 Textseiten hätte dies zumindest angesprochen werden müssen, zumal die Kirchen bei der „Integration“ von Flüchtlingen und Vertriebenen in der Tat eine wichtige Rolle gespielt haben: durch ihre caritative Arbeit, ihr Engagement im Schulunterricht oder auch einfach nur dadurch, daß sie sich bemühten, vor Ort zu sein und ein möglichst offenes Ohr für die Sorgen und Ängste der „Alten“ wie der „Neuen“ zu haben.

Thomas Scharf-Wrede

*Biographisches Handbuch zur Geschichte der Region Osnabrück. Bearbeitet von Rainer Hehemann, herausgegeben vom Landschaftsverband Osnabrück e.V., Bramsche 1990, 324 S., 196 Abb., ISBN 3-922469-49-3.*

Das Projekt ist schon alt, etwa zwei Generationen. Nun liegt ein Band vor, der dem interessierten Laien wie dem Fachhistoriker von Nutzen sein wird. Über 800 Biographien sind zusammengetragen, etwa 25 % davon mit Abbildungen versehen. Berücksichtigt ist das Gebiet des ehemaligen Regierungsbezirkes Osnabrück, also Osnabrück sowie der emsländische und der Bentheimer Raum. Nicht ganz konsequent wurde verfahren, so daß eine gewisse Unausgewogenheit festzustellen ist. Nichts ist dagegen einzuwenden, daß Personen wie Möser oder v. Miquel z. B. ausführlicher behandelt werden als andere, sie haben schließlich überregionale Bedeutung erlangt. Das kommt dem Band sogar zugute.

Manchmal fragt man sich allerdings, ob gewisse Personen nicht überlange Artikel erhielten, die ihrer Bedeutung nicht angemessen sind, daß sich da ein Liebhaber ausgetobt und überbewertet hat. Aber das sind nur Marginalien. Ein regionalbiographisches Handbuch lebt schließlich u. a. davon und macht es interessant, daß da Menschen und ihre Wirkung beschrieben werden, die man vergeblich in der ADB und der NDB sucht.

Natürlich konnte Vollständigkeit nicht angestrebt werden, zumal auch die Auswahlkriterien nicht exakt dargelegt werden. Jedenfalls ist hier trotzdem ein äußerst nützliches Nachschlagewerk entstanden! Etwas wehmütig muß man aus der Sicht Hildesheims feststellen: Hätten wir doch so einen Band z. B. für das Kleine Stift!

Friedrich Eymelt

*Sabine Wehking: „Ein jeder darf sich gleichen Rechts erfreu'n ...“. Die Geschichte der Katholischen Kirche in Göttingen 1746—1990 (Studien zur Geschichte der Stadt Göttingen 17), Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1992, 186 S., 23 Abb.*

Sabine Wehking gibt in ihrem Buch einen knappen Überblick über die Entwicklung des Katholizismus in Göttingen während der vergangenen 250 Jahre. Nachdem infolge der Reformation der Katholizismus in der Stadt weitgehend vernichtet war, kam es erst nach der Gründung der Universität Göttingen in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu neuen Ansätzen katholischen Lebens. Die Rücksicht auf katholische Studenten und die Zuwanderung von Katholiken vor allem aus dem benachbarten Eichsfeld veranlaßten die hannoversche Regierung trotz der Einwände des Magistrates und von evangelischer Seite her, den katholischen Kultus zuzulassen und den Erwerb eines Grundstücks zum Bau einer Kirche zu genehmigen. Nach der Erhebung der „Missionsstation“ zur Pfarrei „St. Michael“ (1825) und ihrer Eingliederung in das Bistum Hildesheim aufgrund der Zirkumskriptionsbulle „Impensa Romanorum Pontificum“ (1824) nahm die katholische Gemeinde Göttingens im Laufe des 19. Jahrhunderts infolge der Ansiedlung industrieller Unternehmen einen beachtlichen Aufschwung; am Vorabend des Ersten Weltkrieges gehörten ihr über 3000 Gläubige in der Stadt und gut 1000 in den umliegenden Dörfern an. Verfasserin beschreibt die Entwicklung des katholischen Vereinswesens in Göttingen, das Wirken der Vinzentinerinnen, die hier seit 1865 eine Niederlassung besaßen, und die Tätigkeit der Geistlichen auf den verschiedenen Gebieten der Seelsorge, u. a. im Bereich der Militär-, Krankenhaus-, Studenten- und Polenseelsorge. Das wichtigste Ereignis während der Weimarer Republik war der Bau einer zweiten katholischen Kirche, St. Paulus, deren Finanzierung die Gemeinde bis in die Zeit des Zweiten Weltkrieges belastete. Trotz Beeinträchtigung des kirchlichen Lebens durch den Nationalsozialismus überstand die Gemeinde die Zeit des „Dritten Reiches“ „einigermaßen glimpflich“ (S. 153), mußte allerdings die Aufhebung der katholischen Volksschule 1941 hinnehmen. Die Darstellung schließt mit einem Überblick über die Zeit nach 1945, die vor allem durch das Anwachsen der Katholikenzahl infolge der Zuwanderung von Flüchtlingen und Vertriebenen und dem Ausbau des Pfarreiensystems geprägt war.

Die Grundlage der Untersuchung bilden die einschlägigen Aktenbestände der Pfarrarchive von St. Paulus und St. Michael in Göttingen, des Bistumsarchivs Hildesheim, des Niedersächsischen Hauptstaatsarchivs Hannover, des Stadtarchivs und des Universitätsarchivs Göttingen sowie des Archivs der Propagandakongregation in Rom. Frau Wehking vermittelt ein anschauliches Bild einer Diasporagemeinde; innergemeindliche Auseinandersetzungen der unterschiedlichsten Art werden dabei erwähnt. Die Arbeit hätte an Aussagekraft gewonnen, wenn sie die Spezifika des Göttinger Gemeindelebens, insbesondere die Studentenseelsorge und die Beziehungen zur Universität, stärker berücksichtigt hätte. Auch Probleme der gegenwärtigen Situation, z. B. der Rückgang des sonntäglichen Messebesuchs, hätten erwähnt werden sollen.

Hans-Georg Aschoff

*Werner Arens (Hrsg.): Kirche im Jahr 2000. Eine Ringvorlesung des Fachbereichs Katholische Theologie der Universität Osnabrück, Paderborn: Bonifatius 1992, 205 S.*

Es ist gute alte akademische Tradition, daß sich die Professoren einer Fakultät in Ringvorlesungen mit einem fach- bzw. disziplinübergreifenden Thema beschäftigen. Daß dies der (junge) Fachbereich Katholische Theologie der Universität Osnabrück jetzt aufgegriffen hat, verdient Anerkennung, zumal die Vorträge — meist nur geringfügig überarbeitet — jetzt auch noch publiziert